

Nr. 287 **Bromberg, den 15. Dezember 1932.**

Der Jüngling im Feuerofen

Roman von Heinz Steguweit.

Urheberschutz für (Copyright by) Albert Langen, München 1932.

8 Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten).

5.

Mutter Himmelreich.

War es mir doch, als sei ich eben erst eingeschlafen. War es mir doch, als hätte ich keine Arme und keine Beine mehr. So zerkeult und schlapp fühlte ich mich beim Erwachen. Mein Kanonenofen stand kalt und rostig auf seinem Blech, über Nacht war er ausgegangen. Ich rutschte aus der Falle, gähnte, kroch vor Muskelschmerz und riß die Zeltbahn vom Fenster. Die Scheiben waren beschlagen, dort klebten meine tausend Atemzüge; dicke Tropfen kullerten zur Fensterbank und hinterließen auf dem Glas schmale, nasse Fährten. Heller Tag draußen, jetzt erst hörte ich die Faust, die meine Tür betrommelte: „Aufstehen, zehn Uhr, Telephon . . .!"

Zehn Uhr. Das war mir begreiflicher als das Telephon. Ich öffnete, der Schuhverleiher stand da und keuchte. „Du, schnell. Telephon. Ferngespräch!"

„Zieh die Hosen an, los doch, ein Weibsbild hängt am Draht . . .!"

Ich kroch nicht auf den Leim. Der Lulatsch wollte sich für die Ohrfeige von gestern mit einem Schabernack rächen.

„Nun zieh doch die Hosen an", kreischte er jetzt, sein Kopf wurde rot wie ein Edamer.

„Scher dich raus —"

Der Schuft wich nicht von der Stelle: „Klumpatsch oder Klamputsch, es ist wahr, ein Frauenzimmer will dich sprechen!"

Da rief die Stationsschwester: „Kommt der Himmerod denn nun . . .?"

Ich kletterte in die gestreiften Lazaretthosen, warf den Mantel über die Schultern, jonglierte — was arme Teufel in solchen Fällen tun — mit tausend Hoffnungen: Vielleicht eine Erbtante? Hol's der Kuckuck, wer in aller Welt sollte nach mir verlangen? Ich bin doch nichts, ich habe doch nichts, ich besitze ja nicht mal eigene Stiefel!

Die Telephonzelle stank noch karboliger als alle Giftschränke des Hauses miteinander.

„Tjawoll, hier Himmerod?"

„Hier Quambusch, Elisabeth Quambusch, Mutter von Herrn Leutnant Quambusch. Können Sie mich verstehen? Meinem Sohn geht es gut. Ihnen auch? Wir haben von Ihnen in der Zeitung gelesen, heute morgen — — —!" .

Das war die Klumpatsch oder die Klamputsch. Ich warf den Hörer auf die Gabel, rannte zum Chinesendoktor auf Zimmer 7. Zog ihm die Morgenzeitung unterm Frühstück fort. Da stand es unter Vermischtes: Gestern mittag rettete Grenadier Hermann Himmerod unter eigener Lebensgefahr . . . Stiefel gestohlen . . . Zeichen der Zeit . . . Öffentliche Belobigung . . . Deutzer Hospital . . .!

Daher wußte das die Alte. Ihrem Sohn ging es gut. [illegible]tstück, mein Liter Blut! Heimliches Geständnis: Ich war stolz auf die Erlebnisse mit Quambusch und der kleinen Mutter Maria. Aber das andere alles, was drum und dran gehängt wurde, änderte das nicht den Sinn eines Opfers? Ich dachte wieder an jene zurück, die den Soldaten kündigten, um sie zu Söldnern und Lohndienern zu machen.

„Herr Doktor, bitte meine Klamotten!"

„Ist alles beim Polizeiunteroffizier. Leben Sie wohl, Himmerod!"

Händedruck. Schulterklopfen. Kinn an die Binde. Raus. Zum Polizeiunteroffizier. Empfing leidliche Schnürstiefel, Soldbuch, 42 Mark und 67 Pfennige Verpflegungsgeld, Entlassungsschein, Paß. Ich prüfte: Nase gewöhnlich, Kinn gewöhnlich, Augen gewöhnlich, Figur gewöhnlich . . .

Ich war es.

„Zivilkleider auf der Kammer. Leben Sie wohl!"

„Jawohl, Herr Unteroffizier, ich werde wohlleben!"

Raus. Zur Kleiderkammer. Empfing feldgraue Klamotten ohne Achselklappen. Das Zivile bestand lediglich aus schwarzen Hornknöpfen, die man an die Stelle der gekrönten Blechknospen genäht hatte. In der Hose fehlte die rote Biese, im Messingschloß des Gürtels das „Gott mit uns".

So wurde ich Zivilist. Ein Privatkranker hatte mir noch durch Schwester Rosa Viterbos Vermittlung einen braunen Knifshut gestiftet; einen Mantel bekam ich nicht, wozu brauchte ich im Winter einen Mantel . . .

In fünf Minuten war ich um- und angezogen. Aus meiner Kalkwandstube holte ich noch zwei Sacktücher, die mein Eigentum waren. Und mein Freund mit der geschwollenen Backe? Er stand in der Tür, reichte mir die Hand. Ich sagte zu ihm: „Auf Wiedersehen, Kamerad. Halt' die Stellung tapfer, nix für ungut wegen gestern, es war herzlich gemeint. So, und jetzt könnt ihr mich alle mal . . .!"

Ich trat auf die Straße, mein Todfeind schlich mir nach. Nanu? Ich war schon hundert Schritte gegangen, da pfiff er auf zwei Fingern: „Kamerad, halt, warte —!"

Ich wartete. Und der Kerl zog aus einem Kellerloch des Hospitals ein geschmuggeltes Paket. Sagte: „Hier, mitnehmen! Ist ein Mantel drin, es wird ja kalt, es gibt ja Schnee, Frost und Treibeis. In der Mitte stecken noch zwei Kommißbrote. Und zwanzig Zigarren. Und zwei Fußlappen, ein grauer und ein weißer, das schadet ja nix. Mund halten —!"

Was wollte ich machen. Ich nahm den Plunder, er stand mir eher zu als irgendeinem Schieber, der am deutschen Ausverkauf seine Geschäfte machte. Sonst fehlten mir die Worte, um dem Genossen zu danken. Ich bot ihm an, mir — wie ich ihm gestern — einen Kinnhaken zu kleben. Er lehnte ab.

„Dann sei bedankt, mach's gut!"

Der Teufel sollte ihn holen. Als ich mich nach fünfhundert Metern umdrehte, stand er immer noch da und winkte. An seinen Kern wollte ich glauben. Und dieser Bursche hatte mich gestern mit albernen Parteiphrasen traktiert. Ein Kuckucksei im falschen Nest.

Wieder kam ich zur Hängebrücke, wieder strömten die flandrischen Muskoten zu Fuß, zu Pferd, auf Wagen, Protzen und Kanonen. In der Luft kreischten hungrige Möven. Der Wind biß frostig in die Nase, über dem Rhein brauten milchige Nebel. Brauten wie Grog oder Märzen-

dier. Es roch nur anders. Es roch kühl, frisch, wie im Wäscheschrank.

Wohin ich lief? Zur Heilsarmee? Zum Obdachlosenasyl? Da würde Überfüllung sein. 42 Mark und 67 Pfennige trug ich im Brustbeutel, der Reichtum juckte mich.

Auf dem Kölner Heumarkt sah ich aufgeregte Menschen. Polizisten, jetzt wieder mit Plempen an den Hüften, griffen ein, regelten den Andrang: Fahrende Händler boten Schokolade feil, auch geräucherte Sprotten und Käse mit richtigen Löchern. Alles ohne Lebensmittelmarken. Das Paradies war nahe, Holland hatte ein Grenzloch geöffnet. Mich hungerte sofort nach Schokolade mit Sprotten und Käse. Also keilte ich mich in die Menge, die wie Fliegen ums Butterbrot schwirrte. Aber der Karren des Händlers war schon leer. Bald kam ein zweiter Karren, gar ein dritter und zehnter. Ganz Köln schien alarmiert, ungezählte Mägen jubelten. Meiner auch. Ich kaufte für zwei Taler Ware, fraß die Sprotten mit dem Fell und den Käse mit der Rinde. Warum zimperlich sein? Ich fraß auf der Stelle, schlang, daß die Ohrlappen tropften, und tausend andre machten es mir nach. Schon bekam ich Aufstoßen und Leibreißen. Welche Wohltat, da es diesmal aus sattem Magen kam. Ich kaute mit vollgepfropftem Munde und hätte weinen mögen, wenn etwas daneben ging. Jetzt hatte ich noch 36 Mark und 67 Pfennige.

Die Markthallenuhr zeigte auf eins. Ich wurde am Rock gezupft: „Hilp mich emol . . .!"

Ein verrunzeltes Marktweib mit einer Warze im Ohr. Die Alte war schon zu ausgedörrt, um noch schwitzen zu können. Sie stöhnte nur. „Hilp mich emol". Da nahm ich ihr den Gemüsekorb ab, legte mein Paket obendrauf, hob den ganzen Kram auf die Schulter und ging. Die Alte watschelte hinterdrein wie eine Mastgans, Richtung Markthalle, Stand 15, Witwe Jodokus Himmelreich aus Efferen am Vorgebirge.

Als ich den Korb wieder absetzte, lachte jede Falte dieses Bratapfelgesichtes: „Uns Männer sin jo noch allemole em Kreeg!"

Sie wollte mir einen Groschen schenken, ich winkte ab, ich sei wohlhabend, ich hätte das nicht nötig. Für eine alte Möhre sei ich aber dankbar. Ich bekam die pelzige Möhre, sie schmeckte wie Nuß. Auch die Alte begann zu knabbern. Ihr kauender Mund erinnerte mich an fressende Kaninchen. Ihre runde Figur an einen Kaffeewärmer oder Kachelofen.

So saßen wir uns in der Markthalle auf umgestülpten Körben gegenüber und fanden Gefallen aneinander. Die Frau hatte wunderbar rissige Hände, verarbeitet und mit dicken Adern; die Haut ledern und vom Wetter gegerbt. Mumie des Ackers. Ich wollte gehen, sie drückte mich wieder auf den Korb zurück. Ob ich aus dem Felde käme. Ob ich verwundet gewesen wäre wie ihre sieben Söhne. Drei seien gefallen, ein vierter in Gefangenschaft, die andern unterwegs nach der Heimat. Sie habe alles allein machen müssen in der Zeit. Melken, Buttern, Kartoffeln setzen, Spargel stechen, Hühner rupfen, Äpfelpflücken, Jauche fahren. Daher das Asthma. Daher das Wasser in den Beinen. Vom vielen Laufen und Hocken und Stehen. Ob ich Durst hätte?

Ehrlich: Die Sprotten und der Käse wirkten wie Salzheringe. Da goß mir die Alte etwas Kaffee in die Tasse.

„Ihr künnt jo üvver d'r Henkel drinke!"

Ich vermißte den Henkel zwar, dennoch trank ich über ihn, und die Madam hatte ihren Spaß. Sie fragte, ob ich auch noch eine Mutter hätte? Einen Vater? Einen Bruder? Eine Schwester?

„Keinen mieh? Arme Käl!"

Diese Mutter wußte nicht, wie reich sie immer noch war. Mit ihrem Obstgarten, mit ihren letzten Söhnen, mit ihrem Milchvieh, mit ihrem Gemüt. Ich beneidete sie. Beneidete sie doppelt, weil ich ihr den Besitz gönnen mußte. Sie hatte für ihn geschuftet, gelitten, gebetet. Man sah es: Diese Frau war nie bequem gewesen, nie hatte sie mehr erworben, als sich rechtschaffen begehren ließ. Nein, dieser Besitz konnte keine Schuld sein, wie die Untüchtigen behaupteten. Mutter Himmelreichs Besitz war eine Gnade, war ein Verdienst. Ich besaß nichts, nur ein paar Kröten im Brustbeutel. Aber ich wollte verdienen, um zu besitzen.

Ich sah mich um: Die Markthalle, vor Tagen noch eine Zone des Schweigens, eine trostlose Allee verrammelter Boxen, schien wieder lebendiger zu werden. Man würde ja die Grenzen aufstoßen und nicht mehr knapp sein m[illegible] Waren. Da sagte ich der Alten rundheraus: „Mutter, ich suche Arbeit — —"

Und hatte meine Gedanken bei diesen Worten, die eine Frage waren: Wer etwas will, muß sofort etwas wollen. Mein Vater hatte immer geträumt, mich Volksschullehrer werden zu lassen. Auf der Penne war ich aber nicht weitergekommen. Jetzt sehnte ich mich danach, einfach zu werden wie die vom Acker. Ein Ziel? Oder doch nur eine Sehnsucht, weil die Bauern immer noch zu essen hatten? Nein, wer die Füße auf der Erde behielt, der hatte am meisten von der Erde. Sich eins fühlen mit der Erde, hieß erst richtig leben. Und vom Leben wollte ich etwas haben. Den Kampf ums Dasein, den allzuviele mit dem Kampf um ihren privaten Luxus verwechselten. — Darum noch einmal: „Mutter, ich suche Arbeit!"

Die Mumie schluckte, daß der Kropf durch die Wampe rollte. Die Alte war sichtbar verlegen.

„Jo, wenn ich meine Söhne nich haben tät — —!"

Schade: Es kamen Käufer. Dem einen wog Witwe Jodokus Himmelreich drei Pfund Kochäpfel. Dem andern wickelte sie duftigen Krauskohl ein. Ein dritter wollte Brennesselgemüse, ein vierter gelbe Landbutter. Alles noch gegen Marken. Die Alte stopfte ihr Papiergeld in eine Ledertasche, die sie jedesmal unterm Biberrock hervorwühlte. Die Käufer zogen weiter. Nebenan gab's Klippfische, im übernächsten Stand Pferdewurst. Schluß.

Jetzt hatte die Witwe wieder Zeit für mich: „Jo, wenn ich meine Söhne nich haben tät — —!"

Abgeschlagene Attacke. Ich stand auf, wollte gehen. Die Alte beguckte mich von unten nach oben. In den zerknitterten Augen nistete Mitleid. Das kränkte mich. Mitleid war die Zuflucht der Unselbständigen. —

Die Witwe hielt mich am Arm fest und fragte: „Wat künnt Ihr dann?"

„Alles!" —

Beinah wäre ihr die Kaffeetasse gefallen.

„Wat, alles?"

„Alles, Mutter, arbeiten!"

„Och fägen? Mem Bessen?"

Sie zeigte auf den Kehrbesen, der in der Ecke ihres Marktstandes faulenzte. Ich spuckte in die Hände, schnappte mir den Besen und fing schon an, Papier, Gemüseschnitzel, Eierschalen und andern Abfall auf einen Haufen zu fegen. Dabei fand ich einen eisernen Groschen. Ich gab ihn der Alten, die steckte ihn ein: „Na, dann bliev bei mir, bis meine Söhne kommen!"

Hätte ich doch lachen dürfen über dieses tollkühne Gemisch von Bäurisch und Hochdeutsch! Ich hatte Arbeit. Kuliarbeit. Boden unter den Füßen. Ich pfiff mir eins. In zwei Monaten würde ich keine Kuliarbeit mehr tun. Das wußte ich, weil ich es glaubte. So wurde ich wieder Rekrut, Schüler, Anfänger. Nein, nicht Anfänger: Anfangender! Draußen munkelte man vom Achtstundentag, vom Tariflohn, vom Wahlrecht für Lehrlinge. Hatte ich das alles schon hinter mir? Es wurde 3 Uhr, 5 Uhr und 7 Uhr. Bald schleppte ich Körbe, bald sortierte ich Äpfel aus. Die gesunden rechts, die schmächtigen links, die wurmstichigen in einen Futtersack. Dreierlei Preislagen. Oder ich durfte das ganze Geschäft verwalten, wenn die Witwe mal auf den Lokus mußte. Sie kam dann jedesmal strahlend wieder, und ich zählte ihr das Geld in die Hornpfote, das ich inzwischen verdient hatte. Wenn ich Hunger spürte, schnitt ich eine Kante vom Kommißbrot; die Alte aß auch davon, klopfte sich behaglich den Bauch und schmierte mir die Butter einen halben Finger dick. So teilten wir Arbeit und Brot, bis die Marktpolizei mit der Handglocke kam und Feierabend bot.

„Darf ich hier wohnen, Mutter? Ich habe kein Obdach sonst!"

Frau Jodokus Himmelreich meinte, die Schlaferei in der Markthalle habe sie in der letzten Nacht satt bekommen. Immer Lärm, um 4 Uhr schon die Fuhrwerke, nein, das sei keine Ruhe für eine bald Siebzigjährige.

„Hatten Sie denn auch vor, hier zu schlafen?"

„Ich kann jo nit heim no Effere. Is doch alles verstopp mit Zoldate!"

Da leuchtete mir erst ein, warum die Alte schon eine Nacht hier gehaust hatte.

„Mutter Himmelreich, es gibt aber Umwege nach Efferen. Die Truppen halten doch nur die Hauptlandstraßen besetzt!"

Die Witwe bestaunte meine Weisheit und vertraute meiner Ortskenntnis, denn sie winkte schon nach dem Tor der Markthalle: „Druße steit minge Wage und ming Pähd!"

Also verstauten wir die Körbe und alle Waren, schoben die Rolladen vor den Stand und gingen.

Draußen band ich dem Pferd seinen Häckselsack von der Schnauze, sonst aber sah der Gaul ärmlich und blockadehaft aus. An seinen Rippen konnte man Harfe spielen. Mutter Himmelreich kletterte keuchend auf den Bock, ich setzte mich neben sie, nahm die Zügel, knallte mit der Peitsche. Ich dürfte die Lotte aber nicht schlagen, ermahnte mich Frau Himmelreich, und ich versprach das gern. Dann rollten wir los, vorbei an fahrenden, rollenden und wandernden Soldaten. Das gleiche Bild wie heute morgen und gestern abend. Über uns die Sterne.

Den Umweg bewältigten wir ohne große Schwierigkeit. Nur am Ring und hinter der Umwallung mußten wir eine Lücke im Heereszug abpassen, um dann, haste-was-kannste, durchzuschlüpfen.

Um 9 Uhr landeten wir in Efferen. Mutter Himmelreich ging sofort schlafen, ich schirrte noch die Lotte ab, schob den Wagen in den Hof, scheuchte die Hühner auf und kroch ins Stroh. Vater, laß die Augen dein, über meinem Bette sein . . .

(Fortsetzung folgt.)

Jagd auf Tiefseekabel.

Ein winziger Faden wird im Atlantik gesucht.

Von Anton E. Zischka-Paris.

Haben Sie schon einmal versucht, einen Zwirnsfaden mit verbundenen Augen aus der Badewanne zu fischen? Nicht ganz einfach, wie? Nun, ich war einmal an Bord des Kabel-Reparaturschiffes „John W. Mackay" dabei, als aus dem Atlantischen Ozean ein Kabel aufzufischen war, ein Kabel, das man mit zwei Händen leicht umspannen kann und das so etwa 4700 Meter tief am Meeresgrund liegt. Kabelenden besser, denn die Transatlantikleitung war gerissen.

Mein Abenteuer mit dem „John W. Mackay" begann in der Newyorker Station der Commercial Cables. Mein Freund Jonny O'Brien saß am Apparat. Und plötzlich war die Linie „tot", hatte er London verloren. Nun, das gehört zur täglichen Arbeit, denn entweder wühlen Stürme das Meer auf, so lange, bis der Faden reißt, entweder senkt ein Trawler bei Irland ausgerechnet in die Kupferlitzen seinen Anker oder die Eisberge bei Neufundland scheuern auf Grund und nehmen das Kabel mit. Trifft aber all das nicht zu, so läßt ein unterseeisches Beben die Kabelleger nicht zur Ruhe kommen . . .

Die Radiotelegraphisten der Gesellschaft suchten den „John W. Mackay". Er kam nach Halifax. Der Zufall ließ es mich erreichen, daß sie mich mitnahmen. Nun, und dann kam 18 Tage lang nichts als schwerste See und Sturm und Nebel und Eisböen und dann kam ein Sonnentag und dann wieder 9 Tage Sturm und Eis und haushohe See.

Trotzdem, Kapitän Livingston fischte seine Kabelenden auf und ließ sie zusammenflicken. Wie?

22 Linien verbinden Europa mit Amerika. Man weiß, wo sie liegen, denn die Kabelleger haben so ziemlich die besten Seekarten der Welt. Aber dann reißt ein Strang, und die Enden bleiben natürlich nicht am Fleck. Strömung und Grundbewegungen lassen ein Kabel ebenfalls nicht ruhen. Man muß es also wirklich suchen. Mit einem Galvanometer und mit einem Schiff, das wie eine Luxusjacht aussieht, weißglänzend, nett, nur dreimal so groß. Ein Schiff, das Tanks hat mit Dutzenden Meilen Kabeln und das auch bei halbvollen Lagern schaukelt wie ein Kamel in der Wüste. Bei glatter See schon. Kabel aber reißen meist bei Sturm. Und Kabelleger arbeiten sofort nach dem Unglück. 24 Stunden im Tag muß die Linie in Betrieb sein, jede Stunde Nichtbenutzbarkeit kostet Tausende Mark . . . Der „John W. Mackay" also kämpft sich im schwersten Wetter vorwärts. Die Funker sind rastlos. Der Chefelektriker ist in seinem Versuchsraum, der aussieht wie das Laboratorium eines Gelehrten, der Navigator rechnet und rechnet. Denn ein ganz gewisser Punkt mitten im Ozean muß angesteuert werden. Ein Punkt, den die Karten des Kabellegers angeben und die Landstation, die errechnet hat, daß der erste Bruch 899 Meilen von Newyork sein muß. Wie sie das machten? Wir lernten einmal, daß der elektrische Widerstand in direktem Verhältnis zur Länge des Leiters stände. Des Kabels eben. Und der Wert, den jede Meile Kabel an Elektrizität hält, ist bekannt, den hat man beim Legen festgestellt. Einfache Rechnung. Weniger einfach, den Stecknadelkopf im Heuschober, den winzigen Punkt im Weltmeer zu finden.

Wir fanden ihn schließlich, auch durch Radiopeilung. Dann traten eifrig Tiefenmesser in Tätigkeit, die Echo-Lote, die aus der Zeit, die der Schall bis zum Grund und wieder zurück zum Schiff braucht, die Tiefe errechnen lassen. Und dann machte der „John W. Mackay" einen Bogen, manövrierte derart, daß er senkrecht zum Kabel und etwa 5 Meilen von der mutmaßlichen Lage entfernt stand. Eine Grundprobe wird heraufgeholt und je nach dem Boden der Schleppanker gewählt. Zangenförmige gibt es und flachzungige, ganz schwere und leichtere. Alle aber schließen sich automatisch um das Kabel.

2200 Kilogramm Wasserdruck lasten hier auf jedem Quadratzoll Kabel . . . Sturm, hohe See. Aber Livingston beginnt seinen Anker hinterher zu schleppen. Mit einer Geschwindigkeit von einer Meile in der Stunde. Nun, wir hatten Glück. Auf das Glück allein aber verläßt sich ein Kabelleger nicht. Wir setzten vor dem Start eine Stahlboje von sechs Fuß Durchmesser aus, eine Boje mit Blinklichtern. Oft kreuzt das Schiff drei Wochen. So will man wenigstens wissen, wo das Kabel sein soll. Livingston, der Käpin, ist auf Deck, läßt die große Scheibe nicht aus den Augen, die den Zug anzeigt, den Widerstand, den der Schleifanker leistet. Oben auf der Brücke steht der Zweite und steuert das Schiff mit dem Maschinentelegraphen, denn das Ruder ist nichts bei diesem Tempo. Man steuert mit den Schrauben. Eine Stunde suchen wir und noch eine, wieder zwei und noch vier. Livingston sitzt auf dem Stahlseil des Suchankers, denn seine Kunst, sein angeborenes Talent ist, zu fühlen, wann das Kabel erreicht ist. Der Druckmesser reagiert nicht so schnell wie er, nicht so fein. Livingston sitzt im Sturm auf dem Seil, das ihn zu zerschneiden droht, er wartet, sucht. Und dann schreit er auf . . . Wir haben das Kabel . . . Sofort muß gestoppt werden, denn unser Kabel ist 40 Jahre alt, es ist sehr heikel. Erdmassen können darüber sein, ein jäher Ruck, und aus einem Bruch werden zehn . . . Vorsichtig wird der Druck geprobt, der Zeiger ist hinaufgeschnellt, der Anker sitzt. Acht Stunden wird es dauern, bis das Kabel aus dem graugrünen Wasser taucht. Und dann ist es da. Wie eine gigantische Schlange taucht es auf, pflanzenbedeckt und mit Meerestieren daraus. Wir haben nicht das Ende. Aber der Chefingenieur im Versuchsraum läßt von der Boje, die ausgesetzt ist, eine Leitung legen, er arbeitet mit Spezialgalvanometern, berechnet auf das Meter genau den Weg bis zum Schluß. Langsam fährt der „Mackay" am Kabel entlang. Riesenbojen halten dann das Ende fest. Das eine Ende. Wo wird das zweite sein...? Drei Meilen bis 78 Meilen weit von unserem . . . Selbe Prozedur wieder, Angst und Qual des Unwetters, stetiger Kampf mit dem Ozean. 2000 bis 5000 Dollar kostet eine Meile Kabel.

Acht Tage suchen wir, finden nichts. Seltener spielt das Grammophon im Leseraum, die Gespräche werden einsilbiger.

5000 Dollar kostet eine Woche Betrieb des Kabellegers. Ein vielfaches aber entgeht an Telegrammgebühren.

Suchen . . . Suchen . . . Man jagt nach einem mikroskopisch dünnen Faden in einem See . . . Erdmassen müssen das Kabel verschüttet haben, Veränderungen des Meeresgrundes... Livingston läßt das eine Ende mit neuen Kabeln verbinden, legt 12 Meilen aus, 20, 34 jetzt . . . Ein Tag der Hölle, Finsternis, Nebel, ewiges Tönen des Horns, Schwanken des Bodens, das 12 von den 93 Mann der Besatzung halbtot werden läßt. Lange schon kann ich nichts tun als an das Ende denken . . . Dann kommt ein einziger Sonnentag, der einzige Tag, an dem uns während dieser Fahrt der Sturm nicht das Wort wegreißt, und da findet Livingston das zweite Ende.

34 Jahre ist der erste „Hydrograph" im Beruf, 40 der Maschinenmeister der Trommeln. Immer wieder aber packt ein Freudentaumel das ganze Schiff, wenn das Kabel wieder ganz ist, wenn der Radiotelegraphist in die Messe kommt und meldet, daß alles O. K. sei, daß die Küstenstation die Betriebsaufnahme meldet.

Der „John W. Mackay" fährt heim. Vielleicht auch schickt man ihn auf halbem Wege schon wieder wo anders hin. Brennstoff für drei Monate ist an Bord . . .

Wie berühmte Leute Weihnachten feierten.

Wenn Ludwig Thoma, der seine Kindheit im einsamen Försterhause in der Vorderriß zubrachte, von den Weihnachten seiner Kindheit erzählte, freute er sich immer wieder darüber, daß er so viel länger als die Stadtkinder „ans Christkindl" glauben durfte, und daß auch die Großen in der Gebirgseinsamkeit seines Vaterhauses das Fest so besonders auf sich wirken ließen. „Wenn am langen Tische der Herr Oberförster und seine Jäger mit dem Marzipanmodeln ganz zahme häusliche Dienste verrichteten", wenn, je näher der Heiligabend heranrückte, auch das Christkind immer öfter als Lichterscheinung vorbeihuschte, „da setzten wir uns in den Betten auf", erzählt er, „und schauten sehnsüchtig ins Dunkel hinein; die großen Kinder aber, die unten standen und auf einer Stange Lichter befestigt hatten, der Jagdgehilfe und sein Oberförster, die freuten sich kaum weniger." Und dann weiter: „Als meine Mutter an einem Morgen nach der Bescherung in das Zimmer eintrat, sah sie mich stolz mit meinem Säbel herumspazieren, aber ebenso froh bewegt schritt mein Vater im Hemd auf und ab und hatte den neuen Werderstutzen umgehängt, den ihm das Christkind gebracht hatte."

Max Halbe erzählt aus seiner Kindheit, daß er sich immer mit Wonne beim Mandelreiben zum Marzipan beteiligte und mit fieberhaftem Interesse jedes Jahr wieder der Herstellung des süßen Wunders zusah. Wenn dann am Heiligabend, sobald die Sonne sank, im Hausflur die Weihnachtslieder der Dorfkinder erklangen, wußte man, daß es bald an der Zeit war. Aber der kleine Max war schon etwas weltschmerzlich veranlagt, denn noch vor der Freude, dachte er schon daran, daß bald doch alles wieder vorbei sein würde, und es war ihm dabei zumute, als müßte ihm das Herz brechen. Unter dem Lichterbaum war dann freilich aller Weltschmerz schnell wieder vergessen. Und das Marzipanherz schmeckte trotz alledem „großartig"!

Die Krone des Festes bleibt natürlich immer und überall der Anblick des lichterstrahlenden Weihnachtsbaumes. Um diesen seinen Kindern voll auskosten zu lassen, hat Theodor Storm noch als Siebzigjähriger eine zwölf Fuß hohe Tanne selbst geschmückt. Seine erwachsenen Kinder durften sich nur an den Vorarbeiten hierzu beteiligen und Nüsse vergolden, Netze aus farbigem Papier herstellen und Zuckerwerk einwickeln. Im alten München gehörte der Philosoph Schelling zu den allerersten, die einen Christbaum aufstellten; es hieß sogar, seine Gattin habe überhaupt als erste den Weihnachtsbaum nach München gebracht. Der hellerstrahlende Baum und die ganze Poesie der Weihnachtsfeier im Kreise der jubelnden Kinder machten auf den ernsten Philosophen immer wieder einen tiefen Eindruck. „Den ganzen Abend wandelte er im Zimmer auf und ab", erzählt der schwedische Dichter Atterbom, der im Jahre 1817 den Weihnachtsabend im Hause Schellings verlebte, „sprach fast kein Wort, aber sah unendlich freundschaftsvoll auf uns alle und hatte beständig Freudentränen in den Augen." Als Geschenk hatte er von seiner Frau ein „zierliches Teegeschirr mit daraufgemaltem dreiblättrigen Kleeblatt" erhalten (ein Symbol der Dreizahl seiner Kinder) und dazu hatte sie den Gatten noch in einem langstrophigen Gedicht angesungen.

Im alten Wien bestanden die Weihnachtsfeiern anfänglich mehr in gesellschaftlichen Zusammenkünften als in gemütlichen häuslichen Bescherungen. Bei einer solchen Feier im großen Kreise begegnete es übrigens auch einmal Grillparzer, daß ihm von weiblicher Hand ein an ihn gerichtetes Gedicht überreicht wurde, und zwar von Karoline Pichler, der Vielschreibenden, die ihn sehr verehrte. Wie an allen Wiener Festtagen, spielte natürlich auch am Weihnachtsabend die Musik eine Hauptrolle. Einmal konnte man das Glück, Franz Schubert hören zu dürfen — es war bei einer Weihnachtsfeier im Hause des Schauspielers Anschütz —, sogar so reichlich auskosten, daß die Polizei eingriff und den ganz in sein eigenes Spiel Versunkenen durch Verwarnung und schließlich durch energisches Klopfen aus seiner Töneschwelgerei herausriß. Auch der Junggeselle Brahms verbrachte seine Weihnachtsabende stets im Kreise seiner Freunde, und es gab viel eifersüchtigen Kampf, wenn er den Abend auch einmal in einer anderen Stadt feiern wollte. Natürlich kam er nie mit leeren Händen. Als er aber einmal bei Max Kalbeck — seinem späteren Biographen — für dessen Kinder seine Geschenke aus der Tasche zog und plötzlich entdeckte, mit welchem Überfluß an Luxusdingen deren Gabentische bereits überfüllt waren, da packte er, dessen Kindheit und Jugend die Armut so hart zu fühlen hatte, die Sachen wieder ein und ging ärgerlich fort. Oft gehört ja auch wirklich so wenig dazu, um unverwöhnten Kindern eine Weihnachtsfreude zu machen. Den kleinen Friedrich Hebbel beglückte während der Weihnachtszeit schon der Unterschied vom Alltag, weil man an diesen Festtagen von — anderen Tellern aß wie gewöhnlich. Es war denn auch so ziemlich seine einzige weihnachtliche Freude, denn Geschenke konnten ihm die Eltern in ihrer Armut nicht geben. Wie traulich und ein Kinderherz erfreuend ging es dagegen am Weihnachtstag bei Heinrich Seidel, dem Verfasser des „Leberecht Hühnchen", zu! Schon vorher durften die Kinder beim Zurichten der Dinge, die den Weihnachtsbaum schmückten, mithelfen. Dann, als endlich der große Tag da war, „taten die Eltern", so erzählt Seidels Sohn Wolfgang, „immer geheimnisvoller, und unser Vater rief: „Geduld, Geduld, verlaß mich nicht!" Wenn es dann glücklich so weit war, wurden die alten lieben Weihnachtslieder gesungen, und inmitten des Singens ging auf einmal die Tür zum Weihnachtszimmer auf. Im Glitzerschein des Weihnachtsbaumes wurde nun das Weihnachtsevangelium gelesen, und dann endlich kam die große Freude. Und jedes Jahr wurden die Lichter des Baumes mit einem Kerzchen angezündet, das im vergangenen Jahre den Christbaum geschmückt hatte und seitdem in einer Perlmutterschale auf des Vaters Schreibtisch gestanden hatte.

 **Lustige Ecke** 

Schmeichelhaft.



„Eigentlich wollte ich dir einen großen Affen von meiner Südseereise mitbringen, aber leider konnte ich keinen erwischen."

„Ach, das tut nichts, Schatz. Ich hab' ja dich nun wieder."

*

*** Empörung.** Minna serviert zum ersten Mal bei Tisch.

Als die Gäste gehen, drückt ihr jeder ein Trinkgeld in die Hand. Nur beim letzten Gast geht sie leer aus.

Zornig stürmt sie in den Salon, wirft das Geld auf den Tisch und sagt:

„Hier is det Jeld. Eener hat nich bezahlt."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.